

Dies und das

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **19 (1963)**

Heft 6

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sprachverein vermittelt Übersetzer, die aus fremden Sprachen in ein einwandfreies Deutsch übersetzen. Wir bitten unsere Leser, in ihrem Bekanntenkreis auf diese Möglichkeit aufmerksam zu machen.

Die Vermittlungsstelle wird betreut durch Herrn Dr. Kurt Brüderlin, Rudolf-Wackernagel-Straße 45, Riehen.

Dies und das

Druckfehler, die berühmt wurden

Jeder kennt das Gedicht Goethes „Es war ein König in Thule“. Da ist die Rede von dem alten Zecher, der bei jedem Schmaus seinen Becher leerte; so oft er daraus trank, gingen ihm vor Rührung die Augen über. Und was machte der Setzteufel daraus?

*„Die Augen gingen ihm über,
So oft trank er daraus!“*

Goethe hat sich zeitlebens über die Druckfehler geärgert. Nach einem Karlsbader Druck vom Jahre 1791 hat Iphigenie das Land der Griechen nicht mit der Seele, sondern mit dem Seile gesucht. Öffentlich anerkannt wurde zum erstenmal, nachdem man ihn verschämt während fünfzehn Jahren totgeschwiegen hatte, der Druckfehler in der Schweiz. Dort hatte der frühere „Druckerknecht“ und Gehilfe Gutenbergs in Basel, Berthold Ruppel, eine Druckerei gegründet. Einem großen Werk des Papstes Gregor mußte ein besonderes Blatt über Druckfehler (Errata typographica) angehängt werden.

Wer weiß wohl, was ein Mousun ist? Niemand, denn wir kennen als einen typischen Wind des Indischen Ozeans nur den *Monsun*, ein Wort, das seine Entstehung einem Druckfehler verdankt. Irgendein Setzteufel hatte aus einem u ein n gemacht und so war es geblieben.

Der Scheitelpunkt des Himmels hieß bei den arabischen Astronomen „semť“, woraus die Spanier „zemt“ machten; auch nicht schlimm. Als dann die erste Himmelskunde in Europa gedruckt wurde, verewigte sich eine Fliege auf dem dritten Strich des m und machte daraus ein i. So las der Setzer nicht mehr „zemt“, sondern „zenit“. Und dabei ist es geblieben durch die Jahrhunderte. Berühmt wurde ein anderer Druckfehler. Als der 19jährige nordische Herr Pedersen sein erstes Buch herausgab, suchte er ein klangschönes Pseudonym. Er wählte: Knut Hamsund. Der Setzer aber machte aus dem Sund ein einfaches „sun“, so daß der immer erfolgreichere Dichter als Knut *Hamsun* der ganzen Welt bekannt wurde. U

Nachtrag betreffend ß

In unserer Sprachschule von Baumgartner steht in Übung 119 auch „Tüpfelschißer“. Da diese „Sprachschule“ (!) ohne ß auszukommen sucht, muß sie bei diesem Wort weiß nicht was für Schneekentänze aufführen, um es lautgemäß zu schreiben — wenn man auf die lautgemäßen Zeichen verzichtet, erfindet man flugs andere lautgemäße Zeichen, deren Bedeutung aber nur Eingeweihte

kennen! So setzen sie für Tüpfelschreiber halt „Tüpfelschreiber“ und finden wahrscheinlich, sie haben ein ganz schönes und großes Ei gelegt. Nüt für unguet!
W. Rüedi

Schaumschlag

Die Politik, im wesentlichen eine Praxis, hat seit Platon und vorher schon den erkennenden Geist, also die Wissenschaft, beschäftigt. Es gibt — eine neuere Schöpfung — ein Fach, genannt Politologie. Ein lebhafter Kopf, Jürgen von Kempfski, spricht von „dieser Disziplin, von der man nie so recht weiß, ob sie eine ist“; ein Wort, das nicht gerade auf dem Gipfel der Ehrfurcht abgefaßt wurde. Doch warum soll es nicht eine Politologie geben, an der die Geschichte und die Ethik und die Systematik teilhaben dürfen, indem sie ihr aus ihren Taschen zustecken, was ihr bekömmlich ist, damit sie zu etwas Rechtem heranwachsen, warum nicht? Gab es denn nicht auch den Kulturalismus? (Auch ein prächtiges Wort!) Ja, den gab es auch, vielleicht gibt es ihn immer noch. Wir haben schon lange nichts mehr von ihm gehört, schade. Lebt der edle Begriff noch, oder ist er dahin? Sein zartes gelehrtes Leben war ja nicht möglich ohne eine gewisse Artifizialität. In einer Monatsschrift erscheint dieser Begriff: Artifizialität, kunstvoll und bizarr wie das Beingestänge einer Heuschrecke. Der Begriff Künstlichkeit wirkt daneben simpel wie ein Regenwurm. Im selben Heft stoßen wir auf den Ausdruck Zirkularität, auch er eine Schönheit! Schwitzend leisten die deutschen Schriftsteller ihr Pensum am Weltbürgertum, nicht nur mit erhitzten Köpfen, sondern in der Erscheinung recht aufgedonnert. Das ist heute geradezu signifikant für sie (auch so ein Lieblingswort von vielen), damit vermeiden sie das Gerede, sie seien nationalistisch oder nazistisch angehaucht. Sie sind überhaupt nicht angehaucht, sie sind spektakulär. Ob das etwas mit Lesbarkeit zu tun hat, ist noch ungenügend erforscht: es ist auch noch nicht erkundet, welche Disziplin zuständig wäre. Mag es vorläufig im Dunkel bleiben, dort, wo allerdings die Zirkularität des Munkelns etwas von einzigartiger Artifizialität hat: dennoch!
(„Die Tat“, Zürich)

Nicht ganz bei „troost“?!

Wir drucken im folgenden eine Werbeanzeige der Firma „troost“ so ab, wie wir sie in der „Neuen Zürcher Zeitung“ gefunden haben. Unser Kommentar? Diesen Leuten und dem Kapital, das hinter ihnen steht, sind die öffentliche Meinung und die deutsche Sprache tagtäglich ausgeliefert.

«Sind Sie kreativ tätig? Als Graphiker? Als Berater? Als visualizer? Als Texter? Wollen Sie in Deutschland eines der kreativsten Aufgabengebiete der Werbung übernehmen? troost Werbeagentur GWA bietet Ihnen die Position als CREATIVE DIRECTOR. Nach einer Statistik von „Advertising Age“ ist troost Werbeagentur die 4. größte Agentur in Deutschland, die größte Agentur mit deutschem Ursprung. 245 Mitarbeiter betreuen 28 Etats aus den verschiedensten Bereichen der Konsumgüterindustrie: Kosmetische Produkte, Bekleidung, Waschmittel, Reinigungsmittel, Feinseifen, Lackfarben, Bodenpflegemittel. Das Atelier ist mit 35 Mann — art directoren, layoutern, Illustratoren — eines der stärksten und vielseitigsten in Deutschland. Das Fotoatelier ist mit allen modernen Einrichtungen versehen: mit Studio-Blitzanlage, Rückpro und großen Aufnahmeräumen. Die Agentur ist in Deutschland nach repräsentativen Umfragen für ihre kreativen Leistungen bekannt. In diesem Hause ist für Sie die Position des creative director frei. Die Funktion in dieser Position ist klar umrissen: mit einem eingespielten team von art directoren, layoutern, Textern und Fotografen arbeiten, gemeinsam Konzeptionen in Werbung umsetzen, in Ge-

staltung die Kampagnen-Ideenerarbeiten..., jene Ideen, die in Verbindung von Bild und headline den Appell bilden, den klaren, einfachen, werblich wirksamen, harten Verkaufsasspell. — Diese Aufgabe erfordert, immer produktnah und werblich zu denken. Jahrelanges Training ist dafür die Voraussetzung. Kein Training als Journalist. Als PR-Mann. Sondern als art director, als visualizer, als kreativer Berater. Reizt Sie diese Aufgabe? Wollen Sie bei troost CREATIVE DIRECTOR sein? Können Sie täglich für die verschiedensten Produkte arbeiten?... kreativ und konzentriert arbeiten?... dann können Sie auch entsprechend verdienen. Bitte schreiben Sie an

troost KG Werbeagentur GWA 4 Düsseldorf Klosterstr. 30 Postfach 8013“

Falschmünzerei der Sprache

Das Hohe Lied ist das überschwenglichste, das bilderreichste, das sinnensfroheste und mystischste Liebeslied der Weltliteratur, und da es, angeblich von König Salomo gedichtet, inmitten der heiligen Bücher des Alten Bundes steht, ist es jedermann zugänglich, der die Bibel besitzt. Aber nicht jedermann weiß, woher der Begriff kommt, und seitdem die Schreiber allerorten die Begriffe durch allzu häufigen Gebrauch abgenützt und entwertet haben, vernehmen wir jeden zweiten Tag ein Hohes Lied, ein Hohes Lied der Menschen- oder der Tiertreue, der Vaterlandsliebe oder des Pflichtbewußtseins.

„Hoch klingt das Lied vom braven Mann“, hat in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts ein deutscher Dichter gesungen. Der Vers hat sich durch das ganze neunzehnte und das halbe zwanzigste Jahrhundert behauptet; er hat sich gleichsam durch den unübersteigbaren Papierberg der Literatur und der Presse gefressen und fristet, ganz oder halb, ein kümmerliches Dasein in den Spalten der Zeitungen. Keiner von uns, der sich seiner gelegentlich nicht bedient hat, wenn er eine gute Tat mit einer vermeintlich wertbeständigen Formel zu loben hatte.

Hohes Lied — Hoch klingt das Lied... wir werden es nach wie vor vernehmen, auch wenn wir, sehr zu unserem Schaden, das Alte Testament nicht öffnen, oder jene Ballade des unglücklichen August Bürger nicht lesen werden. Höher aber geht es nimmer, nachdem etwa der poetisch veranlagte Reklamechef eines Modehauses im Anzeigenteil der Tagblätter „das Hohelied der Preisgünstigkeit“ angestimmt und Blusen und Rüschen und Spitzen mit lyrischen Liebeskosungen umspielt hat. Möge der brave Mann, der sich so hoch verstiegen hat, wieder auf die ebene Heerstraße der merkantilen Bräuche heruntersteigen und in bescheideneren, aber dafür echteren Ausdrücken verkünden, was er uns zu sagen hat. Dann werden wir nicht zögern, ein kleines Loblied auf ihn anzustimmen: „Hoch klingt das Lied...“ „LNN“/e/

Geschlecht der Fremdwörter

Im „Sprachspiegel“ Nr. 5, Seite 159, schreibt K. M., er habe nirgends eine Regel für das Geschlecht fremdsprachlicher Ausdrücke gefunden. Sodann stellt er selbst die Regel auf, daß das Geschlecht der Ursprungssprache grundsätzlich beibehalten wird. In der Duden-Grammatik heißt es aber ge-

nau umgekehrt: „Bei Übernahme fremder Wörter in den deutschen Text besteht manchmal Zweifel, ob man das fremde Geschlecht beibehalten oder das der betreffenden deutschen Übersetzung wählen soll. In diesen Fällen ist das letztere meist vorzuziehen: der Place de la Concorde (seltener: die, obwohl franz. place Femininum ist).“

Nun, für das Französische geht ja die Dudenregel, weil das Geschlecht nicht so klar erkennbar ist. Aber bei italienischen Bezeichnungen? Die Banco del Credito auf dem Piazza Cavour? Ich wäre also eher auf der Seite K. M.s, doch müßte man auch auf die Dudenregel hinweisen, vielleicht mit der Bemerkung, daß sie dem schweizerischen, an den Umgang mit Fremdsprachen gewöhnten Empfinden nicht entspricht.

Eric W. L.

Achtung, Lyrik

Vor kurzem hat sich Werner Wollenberger in der „Zürcher Woche“ spitzig und witzig mit gewissen Kulturercheinungen des Senders Beromünster befaßt:

Kein Wort gegen Lyrik im allgemeinen und nur wenige Worte gegen Beromünster-Lyrik im besonderen!

Alles aber gegen den Ton, den gewisse Studios heute noch als den jeglicher Lyrik einzig angemessenen empfinden. Es ist ein Klang, der mich im Laufschrift durch die Wohnung jagt.

Ein Zeigefingerton ist es. Einer, der von allem Anfang an sagt: „Achtung, Lyrik!“ „Achtung, Seele weit geöffnet und Verstand auf Halbmast!“ „Obacht, gereimtes Kulturgut!“

Scheußlich!

Man müßte, meine ich, etwas dagegen unternehmen.

Besser: ich, zum Beispiel, müßte etwas gegen diese wehleidigen Skandierer unternehmen.

Ich bin der Sorge allerdings enthoben. Ein anderer, Besserer, hat das Unternehmen schon treffender gewagt: Max Frisch. In seinem „Tagebuch“ notiert er dies:

„Oder wir stellen das Radio an; nach einem halben Satz weiß man: Poesiel denn so spricht kein Mensch, der etwas Ernstes mitzuteilen hat. Das einzige Gefühl, das sein Singsang in mir erzeugt: Der macht sich etwas vor. Ehrfurcht zum Beispiel, weil er ein paar gereimte Zeilen sieht, und dann gibt

er nicht einmal zu, daß es ihn selber nicht erreicht, ja er fühlt es offenbar selber, daß da etwas nicht stimmt, drum macht er Singsang, um mein Bewußtsein einzulullen, und das Ärgerliche daran, daß er von mir verlangt, ich solle mich jetzt ebenfalls verstellen, nur damit ich mich für musisch halten darf — das alles ist nicht nötig bei einem wirklichen Gedicht: weil es der Welt, in die es gesprochen wird, standzuhalten vermag; weil es eben diese Welt, ihr nicht ausweichend, sprachlich durchdringt.“

Geschrieben hat Max Frisch diese Zeilen im Jahre 1948, vielleicht auch 1950. Genützt haben sie, mit Verlaub gesagt, einen feuchten Kehrriech, Sonntag für Sonntag beginnt in Basel oder Bern (hauptsächlich dort, mitunter allerdings auch in Zürich) das Gewinsel, hebt eine Stimme zu klagen an, und du weißt: jetzt dichten sie wieder. Oh, daß die gesammelten Zierden Beromünsters doch endlich einmal ihr munter plätscherndes Gespräch über Reorganisationen und Kompensationen und Dachgesellschaften und studioloise und studioeigene Gesellschaften und Rationalisierungen abbrechen und daß sie dort weiterführen, wo sie noch bedeutend wichtigere Leistungen zu vollbringen hätten.

Daß sie — etwa — sich nur ein ganz klein wenig um das kümmern möchten, was ihren Sendebetrieb überhaupt ermöglicht: die deutsche Sprache und die Möglichkeiten, sie zu sprechen.

Daß sie endlich die Nachrichtensprecher, die aus einer Kultursprache des Abendlandes Hackfleisch machen, zum Sprechen erzögen.

Daß sie den Leuten, die bei der Schweizerischen Depeschenagentur Nachrichten redigieren, endlich einmal ausgedehnte Nachhilfestunden in Grammatik erteilen!

Daß sie die Knattermimen, die da mit gewölbtem Brustkasten und geblähtem Hals Jamben in den Äther winseln, dort deponierten, wo sie hingehören: im neu zu schaffenden Landesmuseum für sinnlose Lyrik.